

STEFAN SIENERTH (HG.)

»Immer die Angst im Nacken, meine Erinnerung könnte versagen«

Interviews mit deutschen Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern aus Südosteuropa



Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur
und Geschichte Südosteuropas e. V. an der
Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS)

Band 131

Herausgegeben von
Thomas Krefeld und Florian Kühner-Wielach

STEFAN SIENERTH (Hg.)

„Immer die Angst im Nacken, meine Erinnerung könnte versagen“

Interviews mit deutschen
Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern
aus Südosteuropa

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Gefördert von der Beauftragten
der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

eISBN 978-3-7917-7080-2 (pdf)

© 2015 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

eBook-Produktion: Friedrich Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Martin Veicht, Regensburg

Diese Publikation ist auch als Printprodukt erhältlich:

ISBN 978-3-7917-2713-4

Weitere Publikationen aus unserem Programm

finden Sie auf www.verlag-pustet.de

Informationen und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Vorbemerkung 9

I. „Schreiben entlang der Lebenslinien“ – Schriftsteller aus der Bukowina, Siebenbürgen und dem Banat

EDGAR HILSENRATH	„Schreiben entlang der Lebenslinien“	15
ELISABETH AXMANN	„Als wäre es jetzt zum ersten Mal greifbar nah“	27
PAUL SCHUSTER	„Ich stehe zwischen allen möglichen Stühlen“	39
BERNHARD OHSAM	„Ich habe mich nie heimatlos gefühlt“	63
DIETER ROTH	„Glücksfälle intellektueller Begegnung“	71
HEINRICH LAUER	„Leben über den Tag hinaus“	81
FRANZ HEINZ	„Wir haben ja nicht die Welt bewegt, wir wurden bewegt“	91
JOHANN LIPPET	„Ein Landschaftsraum, der eine faszinierende Sinnlichkeit ausstrahlt“	105
ERNEST WICHNER	„Sich selbst immer wieder neu erfinden“	115
ANTON STERBLING	„Sich auf verschiedene Pfade geistiger Tätig- keit und Imagination begeben“	123
HORST SAMSON	„Ich suche mein Leben von heute im Gestrigen“	135
HELLMUT SEILER	„Ich gehöre nicht zu den Produktivsten der Branche“	151

**II. „Skepsis ist die ständige Begleiterin des Wissenschaftlers“ –
Kulturwissenschaftler aus Deutschland, Österreich, Serbien und Ungarn**

ALEXANDER RITTER	„Skepsis ist die ständige Begleiterin des Literaturwissenschaftlers“	163
ANTON SCHWOB	„Meinem Tatendrang freien Lauf lassen“ . . .	177
KURT REIN	„Mein Bukowinertum ist mir unreflektiert zugewachsen“	187
JOHANN ADAM STUPP	„Für die Redaktion verantwortlich“	201
HANS MESCHENDÖRFER	„Vom Ingenium des Buches angerührt“	207
ZORAN KONSTANTINOVIC	„Ich spreche aus einer großen Erfahrung“ . .	221
ZORAN ŽILETIC	„Zwischen Völkern zu vermitteln, die oft durch tiefe Gräben getrennt waren“	233
ANTAL MÁDL	„Die Chancen zum Überleben“	255
GYÖRGY DALOS	„Vom Propheten zum Gewerbetreibenden“ . .	273

**III. „Am Rand der Mitte“ –
Literaturwissenschaftler in und aus Rumänien**

GERHARDT CSEJKA	„Fördernd-anregend möchte ich gerne bleiben“	285
PETER MOTZAN	„Am Rand der Mitte“	297
HORST FASSEL	„Die Lehre war mir von Anfang an wichtig“	311
WALTER ENGEL	„Eine Einstellung, die Weltoffenheit einschließt“	329
HORST SCHULLER ANGER	„Eine Selbstermunterung, die keine Selbstillusionierung ist“	341

GEORGE GUȚU	„Die Interessen der rumänischen Germanistik wirksam artikulieren“	353
ANDREI CORBEA-HOISIE	„Meine Motivation, mich mit deutschen Themen zu befassen“	371
Ortsnamenkonkordanz		389
Personenregister		393

Vorbemerkung

Dieser Band schließt an die 1997 als Buch erschienenen Gespräche mit deutschen Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus Südosteuropa¹ an und umfaßt – bis auf eine Ausnahme – die Interviews, die ich im Laufe von mehr als zehn Jahren mit weiteren deutschsprachigen Schriftstellern und Wissenschaftlern aus diesem Raum führen konnte. Sie sind – wie auch die vorausgegangenen – erstmalig in der Zeitschrift *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* (seit 2006 *Spiegelungen*) veröffentlicht worden und werden hier in unverändertem Wortlaut nachgedruckt, bis auf kleine Ergänzungen und behutsame Aktualisierungen in den vorausgeschickten Bemerkungen sowie minimalen redaktionellen Eingriffen in einigen Texten. Dabei wurde vor allem in den Beiträgen älterer Gesprächspartner eine mittlerweile als überholt angesehene Begrifflichkeit gleichbleibend belassen.

Im Unterschied zum ersten Band, der sich vorwiegend auf Autoren fiktionaler Texte konzentrierte, kommen hier verstärkt Essayisten, Literaturwissenschaftler, Übersetzer, Journalisten und Buchhändler zu Wort, von denen einige zwar nicht in diesem Raum geboren wurden, deren Schriften jedoch einen engen Bezug zu den deutschen Regionalliteraturen Südosteuropas aufweisen. Dasselbe gilt auch für die Literaturwissenschaftler, die rumänischer, serbischer bzw. ungarischer Herkunft sind, deren wissenschaftliches Werk jedoch von den Themen und Adressaten her durchaus auch als diesen Literaturen zugehörig betrachtet werden kann.

Ziel dieses Buches ist es, anhand von Selbstäußerungen ein möglichst facettenreiches Bild des deutschsprachigen literarischen Lebens in den südosteuropäischen Regionen mit deutschen Minderheitengruppen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu vermitteln und die damalige künstlerische Lebendigkeit dieses Raumes anhand von Fallbeispielen zu illustrieren. Dokumentiert werden darüber hinaus auch die Lebens- und Schaffensstationen der Autoren nach ihrer Aussiedlung, ihr Rückblick auf das Leben und Schreiben in einer Diktatur, und nicht zuletzt ihre Versuche, im Literaturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland Fuß zu fassen.

1 Vgl. Stefan Sienerth: „Daß ich in diesen Raum hineingeboren wurde“. Gespräche mit deutschen Schriftstellern aus Südosteuropa. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1997. Zweite unveränderte Auflage: IKGS Verlag 2006.

So bieten die hier zu einem Buch vereinten Dialoge einen Einblick in eine faszinierende Vielfalt von Lebensmustern und Erfahrungshorizonten, sie spannen Bögen zwischen Czernowitz, Klausenburg, Hermannstadt, Kronstadt, Bukarest, Temeswar, Belgrad, Budapest und den literarischen Zentren in Deutschland und Österreich.

Im 1997 herausgegebenen Band waren die Gespräche vorrangig nach Regionen und Literaturzentren (Banat, Batschka, Bukowina, Siebenbürgen, Bukarest, Budapest) gruppiert worden, weil es sich um Schriftsteller handelte, deren Biografie und Werk in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg hineinragte, deren Lebensstationen und Schriften unmittelbar von den Ereignissen am Ende des Zweiten Weltkrieges (Deportation, Arbeitslager, Flucht und Vertreibung) bestimmt bzw. beeinflusst worden ist.

Auch im vorliegenden Band kommen Dichter und Literaten zu Wort, deren Kindheit und Jugend durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen in Mitleidenschaft gezogen worden sind, doch die meisten Autoren dieses Buches haben ihre nachhaltigsten Prägungen in der Nachkriegszeit erfahren, wobei jener Zeitabschnitt ihrer Biografie, der von der kommunistischen Herrschaft geprägt wurde, bestimmend für ihr Werk blieb.

Die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Ostmittel- und Südosteuropa installierten kommunistischen Regierungen waren allerdings nicht für alle Schriftsteller dieser Sammlung relevant. Einige haben, zum Teil mit ihren Familien, bereits während des Krieges oder kurz danach ihren Wohnsitz in die Bundesrepublik Deutschland oder nach Österreich verlegt und sind dadurch – nachdem die Verwüstungen und Zerstörungen der ersten Nachkriegsjahre überwunden worden waren – von vielen Unannehmlichkeiten, die die kommunistischen Diktaturen mit sich brachten, verschont geblieben. Ihr Bezug zu diesen Regionen erfolgte entweder über familiäre Bindungen oder über wissenschaftliche Interessen.

So kommt es, dass die regionalen Unterschiede, die bei den älteren Schriftstellern noch betonter in Erscheinung getreten sind, bei den Autoren dieses Bandes weniger ins Gewicht fallen. Aus denselben Gründen überwiegen die Gemeinsamkeiten, die durch die ideologischen Vorgaben bedingt worden sind, auch wenn es zwischen den einzelnen Ländern des kommunistischen Machtbereiches Unterschiede gab.

Am Ende des jeweiligen Gesprächs wird auf Heft (Folge) und Erscheinungsjahr der Erstveröffentlichung hingewiesen.

Für dienliche Hinweise und Hilfestellungen sei den Freunden und ehemaligen Mitarbeitern im IKGs Peter Motzan und Eduard Schneider gedankt. Zu Dank verpflichtet fühle ich mich auch gegenüber meinen Nachfolgern im Amte, den Direktoren Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch und Dr. Florian

Kührer-Wielach, für die Herausgabe und redaktionelle Mitbetreuung dieses Buches.

Nicht zuletzt gilt mein Dank den Interviewpartnern, sowohl jenen, die ich erst über diese Gespräche näher kennenlernte und oft altersmäßig einer anderen Generation angehören, als auch jenen, denen ich – wie es nicht zuletzt der Anredemodus verrät – seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden bin.

Stefan Sienerth

I. Teil

„Schreiben entlang der Lebenslinien“

**Schriftsteller aus der
Bukowina, Siebenbürgen und dem Banat**

Edgar Hilsenrath

Edgar Hilsenrath, einer der profiliertesten Erzähler der deutschen Gegenwartsliteratur, kam am 2. April 1926 in Leipzig als Sohn jüdischer, mütterlicherseits aus der Bukowina stammender Eltern zur Welt. Die Kindheit verbrachte er in Halle an der Saale, wohin die Familie zwei Jahre nach seiner Geburt übersiedelt war und der Vater ein großes Möbelhaus übernommen hatte. Aus Angst vor Repressalien seitens der Nationalsozialisten reiste die Mutter 1938 mit ihren beiden Kindern zu ihren Eltern nach Sereth, in die Südbukowina; Hilsenraths Vater floh etwas später nach Frankreich. Bis zum Überfall NS-Deutschlands auf die Sowjetunion (1941) verbrachte Hilsenrath im Kreise der Großfamilie in dem stark jüdisch geprägten Städtchen eine unbeschwertere Zeit, die er in mehreren seiner Werke, besonders eindringlich und überzeugend in dem Roman *Jossel Wassermanns Heimkehr* (1993), evoziert hat. 1941 wurde die Familie durch rumänische Soldaten und Gendarmen nach Transnistrien in das Ghetto der Stadt Mogilev-Podolski deportiert. Im Roman *Nacht* (1964) hat Hilsenrath die dort gemachten Erfahrungen aufgearbeitet und sich sein „Grauen von der Seele“ geschrieben. Ende März 1944 wurde die Familie, die zu der kleinen Schar der Überlebenden zählte, aus dem Ghetto befreit; nach Aufenthalt in Czernowitz, Sereth und Bukarest reiste Hilsenrath über Bulgarien, die Türkei, Syrien und den Libanon nach Palästina. 1947 zog er nach Frankreich, zum Vater nach Lyon, wohin ein Jahr vorher auch die Mutter und der Bruder aus Rumänien geflüchtet waren. Nach seinem Debüt mit der Erzählung *Denise*, die im *Wiener Magazin* (1951) erschien, wanderte Hilsenrath 1951 in die USA aus, wo er seinen Lebensunterhalt als Gelegenheitsarbeiter bestritt und für sein literarisches Werk lebte. 1967–1968 lebte er kurz in München und kehrte danach in die USA zurück. Während seine ersten Romane, vor allem *Nacht* und *Der Nazi & der Friseur* (1977) im deutschen Sprachraum nur zögerlich aufgenommen wurden, erreichten sie in englischer Übertragung ein Millionenpublikum und wurden von großen amerikanischen Zeitungen positiv rezensiert. Seit Ende der 1970er Jahre erscheinen Hilsenraths Bücher in hohen Auflagen auch in der Bundesrepublik Deutschland, sie werden in überregionalen Zeitungen besprochen, der Autor wird mit Preisen bedacht und geehrt. Nachdem er zehn Jahre zuvor nach langer aufgezwungener Abwesenheit das erste Mal wieder in Deutschland zu Besuch weilte, verlegte Hilsenrath 1975 seinen Wohnsitz endgültig nach (West-)Berlin, wo er auch heute als freischaffender Schriftsteller lebt.

Herr Hilsenrath, auf Einladung des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München kam es am 19. Juli 2006 nach einer etwas – wie ich vermute – längeren Pause erneut zu einer Begegnung mit Lesern aus der bayerischen Hauptstadt. München hat in Ihrem Leben zwar keine entscheidende, aber dennoch eine erwähnenswerte Rolle gespielt.

Ich habe zu dieser Stadt zwar keine engen, aber doch gewissermaßen freundschaftliche Beziehungen, die ich nie ganz habe einschlafen lassen. 1964 war in München bei Kindler mein Roman *Nacht* in einer kleinen Auflage erschienen, und so war ich, wohl auch weil ich hoffte, eine weitere Auflage meines Buches veranlassen zu können, 1965 nach rund drei Jahrzehnten aufgezwungener Abwesenheit zum ersten Mal wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hatte von Mai bis Oktober 1965 in München Quartier bezogen. Zwei Jahre später, September 1967, hatte ich vom New Yorker Verlag Doubleday & Company einen Vorvertrag für einen zu schreibenden Roman erhalten, der damals den Arbeitstitel *Der jüdische Friseur* trug und später in englischer Übersetzung als *The Nazi and the Barber* (1971) und in deutscher Sprache als *Der Nazi & der Friseur* (1977) bekannt werden sollte. Anfang Oktober 1967 kam ich nach München, wo ich in Schwabing, in der Clemensstraße 28, an diesem Roman arbeitete, ihn aber erst nach meiner 1968 erfolgten Rückkehr in New York abschloss. Mitte der 1970er Jahre fasste ich den Entschluss – nicht zuletzt weil ich unter der Anonymität litt und die deutsche Sprache, die meine Muttersprache und die meiner Bücher ist, vermisste –, den USA, wo ich seit 1951 gelebt hatte, den Rücken zu kehren und in der Bundesrepublik Deutschland dauerhaft Aufenthalt zu nehmen. Über London, wo mein Roman über den Nazifriseur auch in einem kleinen englischen Verlag erschienen war, begann ich mich vorsichtig Deutschland wieder zu nähern, und weil meine Spedition mein Frachtgut nach München brachte, machte ich zunächst in München Station.

Sie haben in dieser Stadt nicht nur an Ihren Büchern gearbeitet, sondern auch zu Redakteuren, Verlegern und Literaturwissenschaftlern Beziehungen unterhalten.

Nachdem mich der Kindler Verlag sehr enttäuscht hatte, weil er meinen Roman *Nacht* über den transnistrischen Holocaust nur nach langem Ringen und in einer kleinen Auflage herausgebracht hatte, habe ich den Verlag gewechselt. Ich war zeitweise bei Claassen und dann bei Langen Müller, der kein richtiger Verlag für mich war, und bin dann zu Piper gegangen. Piper war ein guter Verlag, mit dem ich sehr zufrieden war, aber in der letzten Zeit haben sich meine Bücher anscheinend nicht mehr so gut verkauft, und Piper hat mir die Rechte zurückgegeben. Über den Piper Verlag lernte ich auch den Literatur-

kritiker Thomas Kraft kennen, der 1996 ein Buch über mich zusammengestellt und herausgegeben hat. Erinnern tue ich mich u. a. auch an Edith Konradt, eine sehr sympathische junge Frau, die mich einmal in Berlin besucht hat und mit der ich ein langes Interview für die von ihr mitherausgegebene Zeitschrift *Halbasien* geführt habe.

Sie sind trotz dieser Beziehungen zu München, 1975, als Sie endgültig Ihren Wohnsitz aus den USA nach Deutschland verlegten, in das aufregendere (West-)Berlin gegangen. Haben Sie zu Berlin, zu diesem Teil Deutschlands, trotz der leidigen Erfahrungen während Ihrer Kindheit in Halle einen näheren Bezug?

Ich hatte überhaupt keinen Bezug zu Berlin. Ende 1975 zog ich dann nach West-Berlin um, nicht zuletzt weil mir bereits in London ein Journalist des Radiosenders BBC – es war Alfred Starkmann, der damals Leiter der deutschen Abteilung und später Chefredakteur der *Welt* war – Berlin als jene Stadt in Deutschland angepriesen hatte, in der es sich für einen Schriftsteller zu leben lohne. Starkmann, der ein Gespräch mit mir für seinen Sender führte, hatte mir geraten, auf keinen Fall nach München zu gehen, weil ich in Deutschland noch keinen Namen hätte und München ein schwieriges Pflaster für junge Schriftsteller sei. Er schlug mir Berlin vor. In Berlin, sagte er, gibt es viele literarische Kneipen und zahlreiche andere Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen und Verleger zu finden. Ich habe dann meine Sachen gepackt und diese postlagernd nach Berlin geschickt. Dann bin ich selber nach Berlin gefahren, habe dort meine Zelte aufgeschlagen und bin da verblieben. Ich habe meine damalige Entscheidung nicht bereut, habe hier meine Klausur, bin meistens zu Hause, gehe wenig aus und habe Freunde.

Als die glücklichste Zeit Ihres Lebens haben Sie jedoch die Zeit Ihres Aufenthaltes in Sereth bezeichnet, ein ehemals vorwiegend jüdisches, heute rumänisches Städtchen in der Südbukowina, dem Sie besonders in Jossel Wassermanns Heimkehr (1993) ein literarisches Denkmal gesetzt haben.

Meine Mutter stammte aus der Bukowina und meine Großeltern wohnten in Sereth. Wir sind alle zwei Jahre in die Sommerfrische nach Sereth gefahren, und ich habe mich dort sehr wohl gefühlt. Es war ein gemütliches kleines Städtchen, sehr jüdisch geprägt. Die Sprachen waren in meinem persönlichen Umfeld Deutsch und Jiddisch. 1938 wanderten wir dorthin aus, da mein Vater ahnte, was in Deutschland kommen würde. Er wollte seine Familie in Sicherheit wissen und schickte uns in die Bukowina, die seit Ende des Ersten Weltkrieges zu Rumänien gehörte. Ich erinnere mich noch genau, wie wir ankamen

und aufgenommen worden sind. Sereth hatte einen kleinen Bahnhof, und mein Großvater holte uns im Fiaker ab, was ziemlich ungewohnt für mich war. Auf meine Frage, „warum kommt er denn nicht im Taxi?“, hatte meine Mutter geantwortet: „Taxis gibt es in Sereth nicht. Hier fährt man noch so wie im neunzehnten Jahrhundert mit Pferdekutschen und Fiaker.“ Ich habe all das im *Fossil Wassermann* ausführlich beschrieben, auch im zweiten Kapitel meines autobiografischen Romans *Ruben Jablonski* (1997) kann man einiges darüber lesen. Die armen Stadtbewohner trugen ihre Gepäckstücke selbst zum Bahnhof, die Begüterten nahmen sich einen Lastenträger und die, die sich's leisten konnten, einen Fiaker. Wir fuhren dann durch das Städtchen, und mein Großvater zog immer den Hut, denn er hatte viele Bekannte. Man wusste schon in der Stadt, dass Besuch aus dem Westen angesagt war. Wir waren Westler und genossen hohes Ansehen. Wir fuhren also durch die Straßen des Städtchens, und ich war fasziniert von dem, was ich sah und hier erleben durfte. Das Haus meines Großvaters lag auf einem Berg. Dort wartete schon die ganze Familie auf mich, meine Mutter und meinen Bruder. Enkel, Söhne, Cousins und Cousinen, die Freunde, die Dienstmädchen, der Stallknecht, von allen wurden wir begrüßt. Wir wurden gefragt, woher kommt ihr? Ich habe gesagt, aus Halle an der Saale. Das kannte keiner. Wir sagten dann, wir kommen aus Berlin. Berlin war eine Stadt, die jeder kannte. Wir gingen danach in den Hof. Mein Großvater hatte ein kleines Grundstück. Da waren Pferde und Kühe, Hühner und Gänse und zwei Ponys, die er für uns Jungs gekauft hatte.

Bereits in Sereth, wo Sie nicht zur Schule gingen und Ihr Großvater Sie privat unterrichten ließ, regte sich Ihr Interesse an der Literatur, und Sie verspürten schon als junger Mann einen ungehemmten Drang zum Schreiben.

Ich las alles, was meine Mutter las. Sie war eine eifrige Leserin guter Literatur, Balzac, Stefan Zweig, Dostojewski. Ich war damals vierzehn Jahre alt und las das auch alles. Irgendwann fiel mir ein Buch eines österreichischen Schriftstellers – er hieß Hugo Bettauer – in die Hände, den kannte damals kaum jemand in Deutschland, obwohl er in Wien zu den Bestsellerautoren gezählt wurde. Bettauer hatte das Buch *Die Stadt ohne Juden* verfasst und darin geschildert, wie eine Stadt nach der Vertreibung der Juden aussehen würde. Ein anderes seiner Bücher trug den Titel *Das blaue Mal*. Das war ein Roman über einen Neger, der aber nicht wie ein Neger aussah. Die Mutter war eine Negerin, der Vater ein Deutscher. Die Leute hielten ihn für einen Italiener. Doch eines Tages fuhr er nach Amerika, und da erkannten ihn die Leute an seinen blauen Halbmonden auf den Fingern. Das Buch hat mich nicht nur beeindruckt, sondern auch angeregt, einen Roman zu schreiben, in

dessen Mittelpunkt ebenfalls ein weißer Neger stehen sollte. Mein Buch hatte keinen Titel. Ich habe es bei uns in der Küche geschrieben, es lag halbfertig in Handschrift vor. Während des Krieges hatte ich es ins Ghetto mitgenommen und es mit mir rumgeschleppt. Nach dem Krieg und nach unserer Befreiung überließ ich das Manuskript meiner Mutter, die es für mich aufbewahren sollte. Sie hat es auf ihren Fluchtweg in den Westen mitgenommen, aber in einem Wald in Ungarn ist sie von Räufern überfallen worden, die ihr alles weggenommen haben, den Koffer und auch das Manuskript. Ich habe es nie wieder gesehen.

Zu der Zeit, als Sie in der Bukowina bei Ihren Großeltern lebten, gab es in Czernowitz, der Hauptstadt der Provinz, eine florierende deutschsprachige, vor allem jüdische Literatur. Alfred Margul-Sperber und all die anderen Schriftsteller sind Ihnen ja bekannt. Haben Sie, hat irgendjemand in Ihrer Familie oder in Sereth einen dieser Autoren zumindest dem Namen nach gekannt?

In unserer Familie und auch sonst in meinem Bekanntenkreis waren diese Autoren nicht bekannt. Uns waren die Namen österreichischer Schriftsteller, Arthur Schnitzler und Stefan Zweig beispielsweise, deutscher, französischer und russischer Dichter vertraut. Die Literatur der Bukowina kannten wir nicht. Dass es eine solche zu der Zeit gegeben hat, habe ich erst nach dem Krieg erfahren.

Bei der Lektüre der schriftlich überlieferten Äußerungen aus dieser Zeit fällt Ihre überdurchschnittliche Sprachbegabung auf. Hatte daran auch Ihre schulische Ausbildung in Halle an der Saale Anteil, oder war es eher die breit angelegte Lektüre, die sich auch auf diese Weise bemerkbar machte? In Sereth haben Sie sich im Umgang mit Spielkameraden und auch sonst wohl eher des Jiddischen als des Hochdeutschen bedienen müssen?

Ich hatte Vorurteile gegenüber dem Jiddischen, für mich war es ein schlechtes, ja verdorbenes Deutsch. Ich empfand es zwar als ein sehr witziges Idiom, und wir haben im Hause meines Großvaters sehr oft jiddische Ausdrücke benutzt, nicht zuletzt, weil sie lustig waren. Deutsch konnte ich von zu Hause aus, wir haben Hochdeutsch in unserer Familie gesprochen. Die deutsche Sprache hat mich von früh auf fasziniert, ich war in sie regelrecht verliebt und bestrebt, durch ausgedehnte Lektüre meinen Wortschatz zu bereichern. In der Bukowina wurde Deutsch von den Leuten sehr verehrt und gepflegt. Es war ja ein Deutsch außerhalb Deutschlands, und deshalb hingen wohl die Menschen besonders dran, weil es für viele auch eine Art Geheimsprache war.

Nach den Leiden, die Deutsche Juden während der Herrschaft der Nationalsozialisten zugefügt hatten, haben viele Überlebende des Holocaust pauschal alles abgelehnt, was mit Deutschland, den Deutschen und auch mit der deutschen Sprache in Verbindung gebracht werden konnte. Sie haben trotz Ihrer Erfahrungen in den Todeslagern Transnistriens dieser Sprache dennoch die Treue gehalten.

Ich bin bei der deutschen Sprache geblieben, weil ich Schriftsteller werden wollte. Deutsch war die einzige Sprache, die ich konnte. Ohne Deutsch wäre ich verloren gewesen. Ich habe auch in Israel – ich war ja nach dem Krieg im damaligen Palästina – weiter deutsch gesprochen und deutsche Bücher gelesen. Das Hebräische habe ich mir nicht angeeignet.

In Palästina wandten Sie sich in einem Brief an Max Brod, von dem Sie sich Unterstützung für Ihre schriftstellerische Arbeit erhofften.

Max Brod kannte ich vom Lesen her, ich wusste nicht, dass er Kafka-Entdecker war, aber ich kannte seine Romane. Da habe ich ihm geschrieben, dass ich Schriftsteller werden möchte, und ihn um Rat gebeten. Ich hatte ihm berichtet, dass ich ziemlich abgeschnitten von der deutschen Sprache sei und mir auch keine besondere Schulbildung hätte erwerben können. Darauf hatte er mir einen wunderbaren, zweiseitigen in Handschrift abgefassten Brief geschrieben und mir empfohlen, was ich lesen solle, um mich literarisch und sprachlich weiterbilden zu können.

Haben Sie auch mit dem Gedanken liebäugelt, das Französische zur Sprache Ihrer Dichtung zu machen, da Sie von Palästina zunächst nach Lyon gingen?

Palästina war für mich eine große Enttäuschung, weil ich dort nicht das jüdische Leben fand, das ich gesucht habe. Das gab es dort nicht. Eine ganz andere Welt als die mir von Sereth her vertraute, und überhaupt die Eingeborenen, die empfand ich als vollkommen gefühllos, das waren für mich keine Juden. Das war ein neuer, mir bis dahin unbekannter Menschenschlag. Deshalb ging ich nach Frankreich, wo zwischenzeitlich meine Eltern und mein Bruder nach mehr als einem Jahrzehnt der Flucht, der Deportation und des Umherirrens wieder zusammengefunden hatten.

Ich habe zwar eine Kurzgeschichte auf Französisch geschrieben, aber mein Französisch war nicht gut genug, es war Straßenfranzösisch. Schon Jahre vorher in Palästina hatte ich begonnen, Teile meines späteren Romans *Nacht*, natürlich auf Deutsch, zu verfassen, aber der Versuch ging in die Hose. Mein Schlüsselerlebnis als Schriftsteller hatte ich erst in Frankreich. Ich hatte den

Roman *Arc de Triomphe* von Erich Maria Remarque gelesen, ein Buch, das mich in jeder Hinsicht, von der Thematik, von der Sprache, vom Dialog, von der Atmosphäre her derart begeisterte, dass ich beschloss, meine *Nacht* so zu schreiben. Eines Abends war ich in einem französischen Lokal tanzen, hatte aber keinen Erfolg bei den Frauen und war ziemlich deprimiert. Eigentlich wollte ich nach Hause gehen, bin aber vorher noch in ein Bistro eingetreten, und plötzlich hatte ich Lust zu schreiben. Ich bat den Kellner, mir Papier, Bleistift und ein Glas Wein zu geben, und schrieb die ersten dreißig Seiten.

Aber auch Frankreich konnte Sie auf Dauer nicht binden. Sie wanderten in die USA aus, wohl auch vom Wunsch beseelt, in New York eine Existenz als Schriftsteller aufbauen zu können.

Mein Vater hatte kein Verständnis für meine literarischen Ambitionen. Er war gegen das Schreiben, ein Leben als Schriftsteller war für ihn eine Horrorvorstellung. Auf seinen Druck musste ich das Handwerk eines Kürschners erlernen. Deshalb wollte ich unbedingt weg, und zwar in die Vereinigten Staaten, nicht zuletzt weil man uns Juden nach dem Krieg versprochen hatte, wir würden in Amerika regelrecht das Paradies finden.

In New York wollte ich zunächst mein in Frankreich begonnenes Buch zu Ende schreiben. Da ich keinen Beruf hatte, musste ich als Hilfskellner arbeiten und mir damit meinen Lebensunterhalt verdienen. Das hatte auch sein Gutes, ich brauchte nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten, das Verdiente reichte, um über die Runden zu kommen.

Meine *Nacht* kam zuerst aber in Deutschland, im Kindler Verlag, heraus. Doch das Buch erschien in einer kleinen Auflage und wurde von den Mitarbeitern des Verlags, besonders von Frau Kindler, boykottiert. Weil die im transnistrischen Lager gedemütigten und bis zum Tod geknechteten Juden in meinem Roman in einem schrecklichen Zustand geschildert werden, wurde gesagt, die *Nacht* würde dem Antisemitismus in Deutschland Vorschub leisten, und deshalb sei es wohl besser, wenn das Buch kein besonderes Aufsehen erregen würde. Zu einem Erfolg wurden meine Bücher erst in den Vereinigten Staaten. *Nacht* kam in Amerika heraus, bei Doubleday & Company. Eines Tages rief mich der Cheflektor dieses Verlags, Ken McCormick, in sein Büro und fragte mich, ob ich nicht ein neues Buch für sie schreiben würde, da er von *Nacht* sehr begeistert sei. Da hatte ich schon den *Nazi & der Friseur* im Kopf. Dies erzählte ich ihm, und er sagte: Ja das gefällt uns, und ich solle ein Exposé schreiben. Da ich mich im Englischen nicht so sicher fühlte, schrieb ich das Exposé auf Deutsch, ließ es übersetzen und schickte es an Doubleday. Die akzeptierten meinen Vorschlag, im Glauben, dass ich das Buch auf Englisch schreiben würde, und

unterzeichneten den Vertrag. Danach bin ich nach München gefahren, weil ich zumindest für eine Zeit wieder im deutschen Sprachraum leben wollte. In München habe ich den größten Teil vom *Nazi & der Friseur* geschrieben. Mir ging aber das Geld bald aus, und ich musste zurückfahren. Ich nahm wieder einen Job als Kellner an und schrieb nachts das Buch zu Ende. Es wurde in Amerika ein literarischer Erfolg, Besprechungen in großen wichtigen Zeitungen folgten, Übersetzungen in weitere Sprachen auch.

Haben Sie in den USA auch andere deutsch schreibende Autoren kennen gelernt?

Der einzige Schriftsteller, mit dem ich näher verkehrte, war der aus der Bukowina stammende Alfred Gong. Bei ihm war ich öfters eingeladen, mit ihm habe ich viele Gespräche geführt. Oskar Maria Graf kannte ich vom Sehen, aber zu ihm unterhielt ich keine Beziehungen. Er hatte einen literarischen Club, ich gehörte allerdings nicht dazu. Rose Ausländer habe ich zufällig einmal im Goethe-Institut getroffen. Ich wusste damals nicht, wer sie ist. Hermann Kesten, den ich dort ebenfalls traf, hat für mich mal einen Empfehlungsbrief an die Presse geschrieben und war auch sonst sehr nett zu mir.

Zu den erfolgreichsten Verlegern Ihrer Bücher in Deutschland gehört zweifellos der Literaturwissenschaftler Helmut Braun, der sich wie kein zweiter für die Verbreitung und Bekanntmachung Ihrer Schriften engagiert hat.

Helmut Braun war ein Glücksfall für mich. Ich kam nach Deutschland, um den Roman *Der Nazi & der Friseur* hier zu veröffentlichen, fand aber keinen Verleger, weil die deutschen Verleger Angst vor der Thematik und ihrer literarischen Gestaltung hatten. Dass ein ehemaliger SS-Oberscharführer, der an dem Tod von Tausenden von Juden schuldig geworden war, nach dem Zweiten Weltkrieg die Identität seines umgekommenen jüdischen Jugendfreundes annimmt, nach Israel auswandert und dort lange Zeit, bis er sich selbst anzeigt, unbehelligt ein mehr als auskömmliches Leben führt – für eine derartige Behandlung des Holocaust hatte man in Deutschland kein Verständnis. Erst sieben Jahre, nachdem das auf Deutsch geschriebene Buch auf Englisch, danach auch auf Französisch und Italienisch erschienen war, wurde es auch in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht, und das aufgrund einer glücklichen Fügung. Über Natascha Ungeheuer, eine Malerin, kam ich zu Klaus Peter Herbach, der einen literarischen Club in West-Berlin leitete. Dort ging ich jede Woche hin, und eines Tages stellte mir Herbach Helmut Braun vor. Wir waren gleich per Du und tranken ein Bier zusammen. Ich gab Helmut Braun das Manuskript, und drei Wochen später schickte er mir einen Vertrag.

Ich war erst sehr misstrauisch, weil ich wusste, der Verlag ist sehr klein und hat kein Geld für Werbung, doch die Freunde redeten mir alle zu, ich sollte es versuchen, und das habe ich gemacht. Helmut Braun hat sich für *Der Nazi & der Friseur* unglaublich eingesetzt, er hat eine riesige Werbekampagne geführt und das Buch letztendlich durchgesetzt. Danach hat er den Redaktionen wichtiger Zeitungen, Zeitschriften und Magazine regelrecht die Türen eingerannt, und das mit Erfolg.

Mehrere Ihrer Romane sind im Literarischen Verlag Helmut Braun in Köln (neu) herausgegeben worden, Helmut Braun ist auch der Herausgeber der Gesamtausgabe Ihrer Schriften im Dittrich Verlag in Berlin. Welches Ihrer Bücher wird als nächstes erscheinen?

Ich habe vor zwei Jahren ein Buch geschrieben, das noch nicht veröffentlicht wurde; es heißt *Berlin ... Endstation*. Das ist ein autobiografischer Roman über meine Rückkehr aus Amerika nach Berlin und eine Schilderung, wie ich Berlin erlebte. Es ist ein spannendes Buch und sehr erotisch, wie alle meine Bücher. Das kommt jetzt im August im Dittrich Verlag heraus, wo 2005 auch die Dokumentation *Verliebt in die deutsche Sprache* über meine Lebens-Odyssee erschienen ist, die Helmut Braun im Auftrag der Akademie der Künste, Berlin, erstellt hat.

Was die weiteren Bände betrifft, weiß ich von Helmut Braun, dass für Januar 2007 die Herausgabe eines Sammelbandes mit Satiren, *Zibulsky oder Antenne im Bauch* betitelt, vorgesehen ist. Als Band acht der Gesamtausgabe erscheint mein autobiografischer Roman – er war 1997 bei Piper erstmals veröffentlicht worden – *Ruben Jablonski* und als Band neun eine Sammlung mit Erzählungen, zum Teil an oft entlegenen Orten veröffentlichte, zum Teil noch unveröffentlichte.

In Ihren Büchern halten sich wohl Erlebtes und Fiktionales in etwa die Waage, oder?

Es ist eher eine Mischung. Alles ist irgendwie erlebt und zugleich Fiktion. Es ist sehr viel Phantasie in meinen Büchern. Ich schreibe eigentlich entlang meiner Lebenslinien. Meine Bücher sind nicht Autobiografien, sondern Romane.

Dialoge spielen in ihnen eine große Rolle. Sie haben einmal gesagt, Sie seien eigentlich ein verhindertes Dramatiker. Haben Sie sich auch als Dramatiker versucht?

Ich habe versucht, meinen *Zibulsky* als Theaterstück anzubieten, doch er ist überall abgelehnt worden. Auch den *Nazi & der Friseur* wollte ich für die

Bühne bearbeiten, der wäre aber mit über 500 Seiten viel zu lang geworden, deshalb habe ich das Experiment wieder aufgegeben.

Ihre Bücher sind im Westen sehr stark verbreitet und in viele Sprachen übersetzt worden, im Osten jedoch bis 1990 so gut wie nicht. Hat sich in den letzten Jahren daran etwas geändert?

Verständlicherweise war im ehemaligen Ostblock kein besonderes Interesse an meinen Büchern vorhanden. In den letzten Jahren hat sich jedoch die Lage zum Guten gewandelt. So ist *Der Nazi & der Friseur* in einem polnischen Verlag in einer Auflage von 4000 Exemplaren erschienen, auch *Das Märchen vom letzten Gedanken*, und der polnische Übersetzer ist hierfür ausgezeichnet worden. Den größten Erfolg hatte ich jedoch in Armenien, dort bin ich ein berühmter Mann. Für mein Buch *Das Märchen vom letzten Gedanken* (1989), in dem ich den Genozid an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges thematisiere, bin ich mit dem großen Nationalpreis dieses Landes ausgezeichnet worden, und die Universität in Eriwan hat mir die Ehrendoktorwürde verliehen. Dieses Buch ist 1994 auch in der Türkei, wo die Diskussion über das Geschehen tabuisiert ist, in einem kleinen Verlag erschienen. Die 4000 Exemplare waren sehr rasch verkauft, der Verleger ist angeklagt und zu acht Monaten Gefängnishaft verurteilt worden. Daraufhin hat er sich natürlich nicht mehr getraut, das Buch noch mal aufzulegen. Interessieren würde mich natürlich, wie meine Bücher über Transnistrien in Rumänien und in der Ukraine aufgenommen werden. Für Rumänien habe ich mit einem Verlag einen Vertrag abgeschlossen, von der Übersetzung, es handelt sich um die *Nacht*, weiß ich bislang noch nichts. Freund Helmut Braun meint, die *Nacht* sei nicht erschienen, die Rechte sind zurückgefallen. Allerdings soll *Das Märchen vom letzten Gedanken* zurzeit übersetzt werden und noch dieses Jahr erscheinen.

Mittlerweile sind auch einige Filme über Sie gedreht worden.

Ich habe vor Jahren, 1997, die bukowinischen Stätten meiner Kindheit und Mogilev-Podolski, wo sich das ehemalige Ghetto befand, besucht. Darüber ist auch ein Film gedreht worden, der mit einem Münchner Filmpreis – für den besten Dokumentarfilm – ausgezeichnet worden ist. In Sereth gibt es kaum noch jemanden, den ich von meiner Kindheit her kenne. Die sind schon alle tot. Bloß ein alter Mann, der damals 93 Jahre alt war, behauptete, er habe mich noch als Kind erlebt. In Czernowitz hatte ich eine Begegnung mit Josef Burg, dem ich dort zum ersten Mal begegnet bin. In seiner Wohnung sind wir für diesen Film beide interviewt worden. 2005 ist ein weiterer Dokumentarfilm

gedreht worden, der Anfang dieses Jahres im WDR und 3sat gesendet worden ist. Der Film heißt *Nacht ohne Morgen*, und dafür bin ich mit dem Team nach Mogilev-Podolski gefahren, wo ich eine Begegnung mit dem Ort hatte, in dem sich unser Lager befand. Aber davon gibt es kaum noch Spuren. Die Stadt war ja damals eine Ruinenstadt und wurde neu aufgebaut. Sie ist kaum noch zu erkennen. Auch die Schule, in der wir damals überlebt haben, habe ich nicht gefunden. Die wurde wohl abgerissen und woanders neu aufgebaut.

Wie ist es mit den Verfilmungen Ihrer Werke bestellt?

Ich hatte vor Jahren *Der Nazi & der Friseur* an eine Münchner Filmgesellschaft verkauft, doch die sind jetzt fast Pleite und geben mir die Filmrechte zurück. Doch mit einer anderen Filmgesellschaft, deren Namen ich hier nicht nennen will, sind die Verhandlungen weit gediehen, und die Rollen sind gut besetzt, auch mit bekannten Schauspielern. Ziel ist es, einen großen, internationalen Kinofilm zu machen. Wenn die Zeitplanung und das alles so klappt, wie es vorgesehen ist, rechnen wir damit, dass der Film im Februar 2009 in Berlin auf der Berlinale läuft.

Sie haben 2004 Ihren schriftstellerischen Vorlass der Berliner Akademie der Künste übergeben, der dort aufbewahrt wird und der Forschung zugänglich gemacht worden ist.

Mein Vorlass, bestehend aus Manuskripten, Typoskripten, Druckfahnen, Büchern, Dokumenten, privater und geschäftlicher Korrespondenz, Fotos u. ä. ist an die Akademie gegangen, ohne Zahlung, dafür sind aber im Gegenzug eine Reihe von Leistungen versprochen worden. Dabei war mir besonders wichtig, dass meine Sachen nicht in irgendeinem Archiv vergammeln. Marbach, habe ich irgendwo gelesen, bräuchte siebzig Jahre, um aufzuarbeiten, was in den Kellern des Literaturmuseums liegt. Es kommt immer Neues dazu, man kann sich vorstellen, was das bedeutet. Daher war die erste Bedingung, dass der Nachlass innerhalb von anderthalb Jahren, bis zu meinem 80. Geburtstag, komplett gesichtet, sortiert und aufbereitet wird. November 2005 hat die Eröffnung des Edgar-Hilsenrath-Archivs im Archiv der Akademie der Künste in Berlin stattgefunden. Seitdem ist der Vorlass für Wissenschaftler, Journalisten usw. zugänglich, und man kann wunderbar damit arbeiten, was Studenten und Doktoranden, wie mir gesagt worden ist, auch bereits tun. Aus den Beständen des Archivs ist auch eine Ausstellung entstanden, die zunächst in Berlin gezeigt wurde, nebst einem Begleitbuch, das ebenfalls von der Akademie der Künste finanziert worden ist. Die Ausstellung ist als Wander-

ausstellung konzipiert worden und wird u. a. in Fulda und danach im Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf zu sehen sein. Auch eine Reihe weiterer Stationen in Deutschland und der Schweiz sind vorgesehen. Die Berliner Akademie der Künste gewährt auch einen finanziellen Zuschuss für die Drucklegung einer Biografie über mich, die Helmut Braun verfasst hat und die September 2006, natürlich im Dittrich Verlag, erscheinen wird.

3/2006

„ALS WÄRE ES JETZT ZUM ERSTEN MAL GREIFBAR NAH“

Elisabeth Axmann

Obwohl ihr Werk kaum Buchveröffentlichungen umfasst, war Elisabeth Axmann, verheiratete Mocanu, als sachkundige und einfühlsame Kritikerin an der Entwicklung der Literatur und bildenden Kunst der Deutschen im kommunistischen Rumänien maßgeblich beteiligt. In ihren in Zeitungen und Zeitschriften, nicht nur in deutscher, sondern auch in rumänischer Sprache erschienenen Essays und Kritiken begleitete sie das Werk zahlreicher Künstler und Schriftsteller aus diesem Raum zwar kritisch, doch immer auch mit Wohlwollen.

Geboren wurde Elisabeth Axmann am 19. Juni 1926 in Sereth, in der Bukowina. Als Tochter eines Polizeibeamten verbrachte sie, bedingt auch durch die politischen Umbrüche jener Jahre, Kindheit und Jugend in verschiedenen Regionen und Städten Rumäniens. Das Gymnasium besuchte sie zunächst in rumänischer Sprache (1937–1941) im moldauischen Fälticeni, danach das deutsche Mädchenlyzeum im siebenbürgischen Hermannstadt (1941–1944 und 1946–1947). In den Jahren 1947–1951 studierte sie in Klausenburg zunächst Philosophie, danach Germanistik und schloss, weil die Germanistikabteilung zwischendurch aufgelöst worden war, ein Romanistikstudium ab. Elisabeth Axmann arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie und Geschichte in Klausenburg (1951–1952), war zwei Jahre lang Turnlehrerin an einer Fachoberschule und ging 1954 nach Bukarest, wo sie bis 1970 als Kulturredakteurin bei der deutschsprachigen Tageszeitung *Neuer Weg* tätig war. Von 1973 bis 1977 arbeitete sie als Redakteurin der *Neuen Literatur*, 1977 kehrte sie nach einem Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland nicht mehr nach Rumänien zurück. Von 1978 bis zum Antritt des Rentenalters war Elisabeth Axmann Mitarbeiterin der rumänischen Redaktion der Deutschen Welle in Köln.

Nachdem sie bereits 1974 ein schmales Lyrikbändchen im Klausenburger Dacia Verlag veröffentlicht hatte, erschienen 2004 und 2012 weitere Gedichtbücher (*Spiegelufer* bzw. *Glykon*) der Schriftstellerin im Aachener Rimbaud Verlag. In demselben Verlag hat Elisabeth Axmann, die am 21. April 2015 in Köln verstarb, auch ihre autobiografischen Aufzeichnungen (*Wege, Städte. Erinnerungen*, 2005 und *Die Kunststrickerin. Erinnerungssplitter*, 2010) herausgebracht.

Elisabeth Axmann, in den letzten Jahren widmeten Sie Ihre schriftstellerische Aufmerksamkeit besonders einem Projekt, das Sie wohl schon seit längerem vor sich herschieben. Wer – wie ich – die Möglichkeit hatte, Fragmente Ihrer größtenteils noch als Manuskript vorliegenden Lebenserinnerungen zu lesen, ist erstaunt über die Klarheit und Unaufdringlichkeit der Darstellung und die Fülle an lebens- und kulturgeschichtlichen Informationen und wünscht sich mehr davon ... Wann werden Ihre autobiografischen Aufzeichnungen, die vorläufig den Arbeitstitel Wege, Städte tragen, als Buch aufliegen?

In den letzten anderthalb Jahren habe ich, von anderen Pflichten in Anspruch genommen, so gut wie gar nichts geschrieben. Also weiß ich nicht, wann *Wege, Städte*, der Text, den Sie treffend „autobiografische Aufzeichnungen“ nennen, fertig sein wird. Gelingt es mir, ihn zum Abschluss zu bringen, so wird ihn der Rimbaud Verlag, wie ich hoffe, in seiner Serie „Texte aus der Bukowina“ veröffentlichen. Übrigens, an dieser Stelle würde ich gerne auf eine Reihe von Titeln aus dem Programm des Aachner Verlags hinweisen, die für manchen Leser Ihrer Zeitschrift von Interesse sein könnten: so Paul Schusters Erzählband *Der Huftritt* und *Die Hochzeit*, der erste Teil des Romans *Fünf Liter Zuika*, die Gedichtbände von Alfred Margul-Sperber, Alfred Kittner, Alfred Gong, Rose Ausländer und Immanuel Weißglas, die schöne Anthologie *Blaueule Leid*, die Reihe der Celan-Studien, Gregor von Rezzoris *Blumen im Schnee* und manches andere. Ich persönlich verdanke Rimbaud als Leserin sehr viel, so in letzter Zeit die späte Entdeckung Ernst Meisters. Wie konnte ich, frage ich mich heute, all die Jahre an dieser Stimme vorbeihören?

Aber kehren wir zu Ihrer Frage zurück, der Sie, im ersten Satz, eine Vermutung vorausschicken: Ja, ich habe das Aufschreiben meiner Lebenserinnerungen lange Zeit vor mir hergeschoben, doch von einem „Projekt“ und von „schriftstellerischer Aufmerksamkeit“ kann nicht die Rede sein, ich habe aus einem Gemisch ganz anderer Gründe geschrieben. Unmittelbar nachdem ich, Ende der 1970er Jahre, in Deutschland geblieben war, fing ich an, Bruchstücke des in letzter Zeit Erlebten Freunden, ja, auch Leuten, die ich erst kennen lernte, zu erzählen. Immer wieder drängten sich mir damals obsessiv die Peripetien der Ausreise auf, das war alles so absurd gewesen, und ich ging noch Tage, ja Wochen hindurch wie in einen dichten Nebel gehüllt herum. Ich kaufte mir ein Aufnahmegerät und sprach auf Band, Altes und Neues durcheinander.

Bald aber trat anderes in den Vordergrund, Bemühungen um die Ausreiseerlaubnis für meine Familie, die Suche nach einem Arbeitsplatz, Reisen durch Städte, die ich noch nie gesehen hatte und trotzdem so gut kannte – wieder eine vollkommen verrückte Situation –, dann die großen Museen. Ich hatte

keine Zeit für Erinnerungen mehr, und als meine Familie endlich kam, erst recht nicht.

Der erste zusammenhängende Text, den ich aufschrieb, war die Geschichte vom gewaltsamen Tod meines Vaters, die Geschichte, die ich jahrelang hatte verschweigen müssen. Das ganze Unglück brach sich Bahn: Die Worte stellten sich wie von selbst ein, das täglich in der Welt tausendfach begangene und trotzdem jedes Mal einzigartige Verbrechen der Vernichtung eines Menschen durch organisierte Macht geschah noch einmal, vor meinen Augen.

Später kam anderes hinzu: Bilder aus meiner Kindheit in der Bukowina, die Menschen um mich, die wechselnden Orte.

Ihren Lebenserinnerungen haben Sie ein Rilke-Zitat, „Jeder glückliche Raum ist Kind oder Enkel von Trennung“, vorangestellt. War es nur die erzwungene Trennung, die in der verklärenden Rückschau Ihre in Rumänien verbrachten Jahre als interessante und lebenswerte Zeit erscheinen lässt?

Hier liegt, glaube ich, ein Missverständnis vor: Das gewählte Zitat meint nicht ein bestimmtes Ereignis, eine alles – oder doch, vieles – verändernde Zäsur, welcher Art auch immer, sondern eine Lebenshaltung: die Bereitschaft zum Wechsel, Zustimmung zur eigenen Vergänglichkeit, wenn Sie wollen. Die vertraute Umgebung zu verlassen und sich in einem anderen Land zurecht zu finden, das ist Schicksal vieler Millionen von Menschen in unserer Zeit, und gewiss stellt das einen gravierenden Einschnitt im Leben dar. Aber wir, die aus Rumänien nach Köln, nach Gummersbach oder München ausgewanderten Deutschen, sind ja nicht gerade in der Fremde gelandet. Dieser Umstand tilgt freilich das Heimweh nicht, und hat man sich der Illusion hingegeben, nach dem Verlust all der „gewachsenen“ zwischenmenschlichen Beziehungen in einem anderen sozialen Umfeld bruchlos weiterleben zu können, so ist gegen die Enttäuschung kein Kraut gewachsen. Aber wenn man – wie manchmal beklagt wird – nach zehn oder fünfzehn Jahren noch immer keinen „Eingeborenen“ entdeckt hat, mit dem man gut und gerne und mit Gewinn Gedanken austauschen kann, dann hat man vielleicht doch selbst die falsche Brille auf.

Sehen Sie, in meiner ersten Kölner Zeit habe ich Deutsch als Fremdsprache unterrichtet – ich hatte Schülerinnen und Schüler aus Polen, aus der Türkei, aus Asien – und keiner verstand anfangs ein Wort von dem, was ich sagte. Da habe ich von Mensch zu Mensch erleben können, was Sprachlosigkeit bedeutet. Es war für mich eine schwere Arbeit, vor allem, weil ich keine sehr kräftige Stimme habe, aber diese Arbeit brachte mir Gewinn, ich hatte das Gefühl, etwas direkt Nützliches zu tun – ein Gefühl, dessen man sich in unserem Beruf leider nicht immer sicher sein kann –, und manche Eigenheit, manche Freiheit

und Feinheit meiner Muttersprache wurde mir doppelt teuer, indem ich mich bemühte, sie meinen Schülern nahe zu bringen.

Ob es „die verklärende Rückschau“ ist, die mir die in Rumänien verbrachten Jahre als „interessante und lebenswerte Zeit“ erscheinen lässt? Gewiss neigen viele Leute dazu, die Vergangenheit zu verklären, ich vielleicht sogar, wegen eines gesteigerten und mir selbst manchmal lästigen Harmoniebedürfnisses, mehr als andere. Aber ob man sein Dasein als „lebenswert“ empfindet, das hängt nicht davon ab, in welchem Land und unter welcher Gesellschaftsordnung man seine Tage verbringt. Dazu ist uns das Leben einfach zu lieb. Ist es uns nicht eingeboren, schon jetzt, da wir noch atmen, Heimweh zu haben nach, wie heißt es bei Ernst Meister „nach Mensch und Erde“?

Es ist natürlich schwierig, unter einem totalitären Regime seinen Weg zu finden, aber Sprüche wie „Es gibt kein rechtes Leben im falschen“ oder „Lieber tot als rot“ sind mir schon immer töricht vorgekommen.

In Ihren autobiografischen Schilderungen, in den Porträtierungen von Familienmitgliedern und befreundeten Bukowiner Lyrikern kehren Sie immer wieder an die Stätten Ihrer Kindheit und Jugend zurück. Sie haben als Tochter eines höheren Polizeibeamten Ihre Gymnasialzeit (1937–1941) zwar im moldauischen Städtchen Fălticeni verbracht, doch zu Hause waren Sie wohl eher in der Bukowina.

Sie wissen ja: Das Abendsonnenlicht vergoldet. Und was sieht man im Abendlicht am deutlichsten, so, als wäre es wieder – nein, als wäre es jetzt zum ersten Mal – greifbar nah? Die eigenen Anfänge, Kindheit und Jugend. Aber auch wenn ich mir jetzt Mühe gebe, objektiv zu urteilen, werde ich sagen müssen: Ich hatte wirklich eine glückliche Kindheit: viel Freiheit, viel Zuwendung, immer etwas Neues, Spannendes im Gange. Das habe ich meinen Eltern und Großeltern zu verdanken, meiner ersten Lehrerin ... Sie war Jüdin und ist, wie die beiden, die in meinen Kinderjahren die besten Freunde meiner Mutter waren, in Transnistrien verhungert. Es war für mich, nach all den Jahren, ein Bedürfnis und eine Pflicht, über diese drei Menschen zu schreiben: In Transnistrien sind Tausende unter Qualen zu Tode gekommen, in den übrigen Lagern und an den Verbannungsorten der beiden Diktaturen, die unser Leben niedergedrückt haben, viele Millionen. Aber diese drei Menschen habe ich so gut gekannt, sie waren Mitbewohner meiner Kinderwelt und heute ist außer mir niemand mehr da, der an sie erinnern könnte.

Mein Vater, ein – wie soll ich sagen? – „gläubiger Jurist“, war schon im alten Österreich Polizeibeamter und wurde 1919 in den rumänischen Staatsdienst übernommen. Er wurde des Öfteren „versetzt“, wie man dort und damals sagte, das heißt, jeweils in eine andere Stadt geschickt. So kam es, dass